

Labyrinth der Erinnerung

Aus meinem Leben gibt es einiges zu berichten. Niemand kann zählen, wie viele Entscheidungen ein Mensch vom Babyalter bis zum 30. oder 40. Geburtstag schon getroffen hat. Vor wie vielen Möglichkeiten er schon gestanden hat, unendlich mehr als die feinen Ästchen eines Baumes, vielleicht vergleichbar mit den Kapillargefäßen im Körper. Oder mit einem weitverzweigten Labyrinth – dem Labyrinth der Erinnerung.

Nachts rolle ich wie eine Flipperkugel geräuschlos durch die Gänge dieses Labyrinths, mal hierhin, mal dort entlang. Doch nie wird der im Traum berollte Weg derselbe sein wie damals. Allerdings kann ich auch Wege entlang rollen, die ich in Wirklichkeit niemals ging. In jeder Nacht entsteht ein neues Labyrinth, das ist das Faszinierende.

Meistens rolle ich nächtens durch die Straßen von Berlin, wo ich geboren bin. Wo ich früher lebte.

Manchmal rolle ich zu dem Ereignis in der Vergangenheit, das von allen Erlebnissen wohl den größten historischen Wert hatte. Also rolle ich jetzt einmal dahin, zu jenen von vielen Menschen gemeinsam erlebten Ereignissen, über die unendlich viel geschrieben wurde, nur noch nicht von mir. Ein Ereignis, das mich noch heute weinen lässt, wenn alte Dokumentaraufnahmen gezeigt werden. Das Merkwürdige ist, dass die Erinnerung daran farbig und nicht verblasst ist, obwohl es auf einmal zwanzig Jahre her ist.

Hier ist das Labyrinth eine weite Straße unter einem sonnigen Herbsthimmel.

Das wichtigste historische Ereignis in meinem Leben habe ich eigentlich verschlafen, denn es geschah nachts und ich war achtzehn und Schülerin und schlief nach einer anstrengenden Tanzstunde in meinem Bett.

Am zehnten November weckte mich mein Vater um halb sieben und

sagte: „Die Mauer ist auf!“

„Glaube ich nicht“, antwortete ich.

Meine Schule lag nahe der Mauer, sogar nahe des Brandenburger Tores, am Tiergarten.

„Wir wollen zur Mauer!“, sagten wir zum Lehrer für Politische Weltkunde, Herrn Claus.

„Das kann ich nicht gestatten, wir müssen Unterricht machen“, sagte er pflichtgemäß.

Wir aber spürten, dass dieser Moment nie wieder zurückkehren würde, von größter Wichtigkeit war.

Wir ließen Herrn Claus stehen und liefen aufgeregt zum Brandenburger Tor. Auch Leute im Kurs, die sich sonst nie unterhielten, hatten sich plötzlich etwas zu sagen.

Wir kletterten am Brandenburger Tor seitlich auf die Mauer. Die Mauer stand etwa 100 Meter in westlicher Richtung vor dem Denkmal. Oben war sie mindestens einen Meter breit, hunderte Menschen konnten bequem drauf stehen, doch es war zu hoch, um selbst raufzuklettern. An den Seiten rechts und links hatten sich Möglichkeiten ergeben, sie leichter zu erklimmen, leider weiß ich nicht mehr, wie. In der Nacht waren vielleicht Steinhäufen errichtet worden, oder helfende Hände zogen die Menschen auf das Bauwerk, das uns 28 Jahre lang getrennt hatte. Alle standen oben und waren völlig aufgewühlt, Fremde umarmten sich, Tränen rannen Wangen hinunter, wir winkten unseren Mitschülern zu, die noch unten standen, und einer filmte mit einer Videokamera, obwohl es damals noch nicht üblich war, dass man eine mit sich trug, schon gar nicht in der Schule. Ich weiß nicht, wo diese Aufnahmen geblieben sind, und von wem die Kamera stammte. Der Filmende, ein junger blonder Casanova und Lehrerschreck, ist heute nicht mehr am Leben. An jenem Tag im November war er noch 16 Jahre von seinem Tod entfernt. Ein anderer Junge, der am Nachmittag nochmals zurückkehrte auf die Mauer, gelangte mit seiner

80er Jahre- Frisur mit langen Ponyfransen, zweifarbig, auf das Titelblatt des englischen TIME-Magazins. Wir konnten es nicht glauben, aber wir waren Zeitzeugen dieser einzigen friedlichen Revolution! Das Magazin

habe ich aufbewahrt, irgendwo im Haus meiner alten Eltern.

Eine Postkarte liegt vor mir auf dem Tisch, auf der der Held vom TIME-Magazin zusammen mit zwei anderen Jungen aus unserer Schule zu sehen ist. Ich muss zu diesem Zeitpunkt, als der Fotograf dieses Postkartenmotiv schoss, schon wieder meinen alltäglichen Rhythmus aufgenommen haben, doch die Jungen wagten nachmittags noch etwas mehr als ich, als die Masse: Sie sprangen auf der östlichen Seite – die Verhältnisse waren am Nachmittag des 10. November durchaus noch nicht geklärt, und alle Osis, die es gewagt hatten, auf dem Ku'Damm spazieren zu gehen, wo sie vom Roten Kreuz mit heißem Tee begrüßt wurden, wussten nicht, ob sie zurückkehren würden und könnten, denn in ihre Pässe war gestempelt worden, dass sie unerlaubterweise ausgereist waren! – von der Mauer herunter. Die Postkarte hält den Augenblick fest: Die aufgeregten Jungen mit dem Übermut der Jugend stehen den vorrückenden VoPo's gegenüber, die sie zurücktreiben wollten auf die Mauer und hinter die Mauer, in den Westen!

Mein Labyrinth lässt mich jetzt nicht in alle Richtungen rollen, vieles ist noch vorhanden (es heißt ja, keine Erinnerung geht verloren), aber im Moment sind die Abzweigungen verschlossen.

Ab wann durfte man im Ostteil Berlins herumspazieren?

Wochen vorher auf einem Jugendaustausch, übrigens meiner einzigen Reise ins Mauer-Ostberlin, den ich begleitete, hatte uns noch ein VoPo auf dem Alexanderplatz gewarnt, nicht die Füße auf die Bänke zu legen (Das könnt ihr zu Hause machen!).

Aus Zufall, glücklicherweise, hatte ich die andere Hälfte der Stadt noch einmal mit eigenen Augen gesehen. Zwei Sorten Saft am Kiosk und alle Menschen gingen bei „Grün“ gleichzeitig los...

Der 10. November und das folgende Wochenende ist mir vor allem als Geräusch in Erinnerung: Ein endzeitartiges Brausen erfüllte die Luft, das Summen Tausender Menschen auf dem Ku'Damm, und man konnte nicht mehr U-Bahn fahren, alles war überfüllt, wie später zur Love-Parade. Ich kam nicht zur Tanzstunde!

An unsere Rückkehr in die Schule (sind wir an jenem Tag überhaupt

zurückgekehrt?) und an Gespräche mit Lehrern fehlt mir jegliche Erinnerung. Wahrscheinlich machten sie mit ihrem Stoff weiter. Meine Schüler, die heute Abiturienten sind, kennen sich nicht aus mit der DDR: „Da gab es keine Bananen“.

Das ist so ziemlich das Einzige, was sie wissen. Sie waren an jenem Tag noch nicht einmal auf der Welt.

Und doch erscheint es mir wie gestern.

Die Nachwendezeit, besonders das erste Jahr, war herrlich.

Die Reformpolitiker waren voller Pläne.

Es gab den Runden Tisch.

Alles war für die Verantwortlichen verwirrend unübersichtlich.

Für uns war Ostberlin ein Riesenabenteuer. Mit einem halb tschechischen Schulfreund, dessen Vater nach dem Mauerfall ein Mietshaus in Prag zurückbekam, dessen eigentliche Besitzer seine Großeltern gewesen waren, fuhr ich mit dem Fahrrad nach der Schule durch die Tiergartenstraße, dann nach links durch die Leipziger zum Spittelmarkt. Und dort befand sich ein tschechisches Restaurant, „Praha“, wo es leckere tschechische Spezialitäten zu essen gab, Schweinebraten und Topfenknödel, und alles für Pfennige!

Für Raucher war die Zeit nach der Wende ein Paradies, denn die Ost-

Zigaretten kosteten fast nichts.

Das erste Silvester, 1989/90, ein Traum der Freiheit, wieder diese unnachahmliche Stimmung unter den Menschen, sie schienen sich zu lieben.

Ein Jahr später hatte der Konsum dann alle Gefühle verändert.

Hundertmarkscheine waren verschenkt worden, Schnellrestaurants und Zigarettenreklamen begrüßten einen, wenn man in den „Wilden Osten“ fuhr. Betriebe mussten schließen, Häuser wechselten ihre Besitzer, Neid und Streit und die Eroberung des Niemandslands begannen.

Berlin war in seiner Mitte erfüllt von ständigem Klopferäusch: die Mauerspechte hatten mit Hammer und Meißel zuerst Löcher in das Bauwerk geschlagen, jetzt brachen sie kleine Stücke ab, die sich inzwischen über die ganze Welt verteilt haben und als Souvenir in

unterschiedlichster Form verkauft werden, vielleicht über einen Umweg nach China!

Damals lagen sie auf dem Boden herum...

Der Osten blieb noch lange wild, ich hatte eine herrliche Zeit als Journalistin bei einer großen Berliner Tageszeitung, wohl die aufregendste Zeit meines Lebens. Ständig suchte ich mir Themen im „Osten“, fuhr mit dem roten VW-Käfer unserer Familie dort herum, stand in der Friedrichstraße im Stau, interviewte Ex-CDU-Ost-Mitglieder, die mir von ihrem Biotop in Schmöckwitz und der demagogischen Gefährlichkeit eines gewissen Herrn Gysi erzählten, wurde von Chefs der Ost-Telekom angeherrscht, weil ich wissen wollte, wann es ein Großberliner Telefonbuch geben würde (man vermutete Spionage): „Die Fragen stelle ICH!“ (nachdem ich um einen Termin ohne Anmeldung gebeten hatte, ich war einfach in das Telekom-Gebäude hineinspaziert). Überall hatte man Angst vor Zeitungsleuten aus dem Westen, oder man hatte bereits schlechte Erfahrungen gemacht. Ich schaute auf die maroden Fassaden am Kollwitzplatz, wo heute eine Amüsiermeile ist. Damals gab es einen einzigen Laden, wo man Eiscreme bekam.

Ließ mir die Vorzeigestraße Husemannstraße erklären, die einzige mit intakten Fassaden, weil der Staatsratsvorsitzende, wenn er hier entlangfuhr, vor der glänzenden Kulisse des Arbeiterbezirks Prenzlauer Berg gefilmt wurde.

Es war die Zeit vor den Angriffen auf Asylantenheime, die Zeit vor dem Golfkrieg, überhaupt eine schimmernde, klingende Zeit, mein Frühling 1990.

Und so rolle ich ein bisschen wehmütig wieder zurück durch das Labyrinth der Erinnerung, doch jetzt, nach dem Schreiben dieser Zeilen, weiß ich, dass ich diese Straße noch öfter errollen sollte, um auch verchlossene Gänge wieder zu öffnen und vielleicht noch mehr herauszufinden und dem geneigten Leser mitzuteilen, bevor mein Labyrinth seine Tür vor der Außenwelt für immer verschließt und sich

am Ende in Luft auflöst, so wie alle Labyrinth aller Menschen,
irgendwann...

Die Labyrinth der Erinnerung sind ein Reichtum. Was uns bleibt, ist das
Aufgeschriebene, sobald ein anderer Mensch es liest.